

Vom Cyborg Werden

Als ich Donna Haraways »Manifest für Cyborgs«¹ das erste Mal las, schrieb ich gerade an meiner Abschlussarbeit über feministische literarische Dystopien als Spiegel und Kritik patriarchaler Ideologien.² Im Zuge von Thatcherismus und Reagonomics sowie eines konservativen »Backlash«³ gegen die in den 1970er Jahren von Frauen-, Lesben- und Schwulenbewegung erkämpften Rechte wurden in den 1980er Jahren in fiktionalen Texten häufig Zukunftsvisionen entworfen, die eine feministische »Apokalypse« ausmalten. Eine Tendenz, die sich aktuell angesichts weit verbreiteter rechtspopulistischer Regierungen, des erneuten Angriffs auf Frauen- und reproduktive Rechte (bzw. des immer noch währenden Kampfes um diese) in vielen Teilen der Welt, reaktionärer nationalistischer gesellschaftlicher Kräfte, religiösem Fundamentalismus und globalisierter Ausbeutungsverhältnisse sowie der zunehmend (geografisch jedoch sehr unterschiedlich) spürbaren Folgen des Klimawandels wiederholt (vgl. Fink 2019). Anfang der 1990er Jahre stand die literaturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit feministischen Dystopien allerdings noch relativ am Anfang. Zwar gab es zahlreiche Analysen von einzelnen Werken, allen voran Margaret Atwoods *The Handmaid's Tale* (1987; dt. 1989 von Helga Pfetsch, *Der Report der Magd*), Untersuchungen zu feministischen Dystopien als spezifische ästhetische Form mit spezifischen inhaltlichen – politischen – Anliegen waren jedoch nur sehr spärlich vorhanden. Auf der Suche nach Sekundärliteratur griff ich deshalb auf die literatur- und politikwissenschaftliche Beschäftigung mit dem umfangreichen Korpus feministischer fiktionaler Utopien – vorwiegend aus den 1970er Jahren – zurück, zumal die Dystopie der literarischen Gattung der Utopie zugerechnet wird. Ich setzte mich also intensiv mit fiktionalen Visionen auseinander, die ausgehend von (damaligen) gesellschaftlichen und politischen Tendenzen den feministischen Katastrophenfall – insbesondere hinsichtlich Subjektivierung, Sexualität und reproduktiver Rechte von Frauen – ausbuchstabierten sowie mit literarischen Vorstellungen feministischer Gesellschaftsentwürfe, die im Geiste der Aufbruchsstimmung der Frauen- und Lesbenbewegung verfasst waren. Erdrückende Herrschaftsverhältnisse auf der einen Seite – alternative (lesbisch)-feministische Gesellschaftsentwürfe auf der anderen. Beziehungsweise beschäftigte ich mich gerade auch mit den damals vorliegenden wissenschaftlichen Abhandlungen über diese Visionen, welche die fiktionalen Zukünfte teilweise vereindeutigten, also ihrer Ambiguität beraubten. Denn manche feministische Utopien – wie beispielsweise Marge

Piercys *Woman on the Edge of Time* (1976, dt. 1986 Norbert Werner, Hertha Zidek, *Frau am Abgrund der Zeit* sowie 1996 in überarbeiteter Übersetzung von Karsta Frank) – weisen darauf hin, dass sie nur eine von mehreren möglichen Zukünften beschreiben, wenn sie Einblicke in eine mögliche dystopische Zukunft geben. Damit machen sie gerade auf die Notwendigkeit politischen Handelns in der Gegenwart aufmerksam. Manche Dystopien wiederum waren Vorläuferinnen von Utopien, spekulierten also über einen Weg aus der dystopischen Gegenwart der Fiktion. Darüber hinaus lassen sich nicht alle zukunftsgerichteten Visionen eindeutig als utopisch oder dystopisch klassifizieren. Joanna Russ' bahnbrechender Roman *The Female Man* (1975; dt. 1979 von Werner Fuchs *Planet der Frauen* und 2000 von Hilde Bontrup *Eine Weile entfernt*) beschreibt verschiedene mögliche zukünftige Gesellschaften, von denen keine perfekt ist, in denen die Bedingungen, als ›weiblicher Mensch‹ zu leben, jedoch sehr unterschiedlich ausfallen. Ebenso verweigern die meisten Erzählungen der Pionierin afrofuturistischer SF Octavia Butler eine klare Einteilung in utopische oder dystopische Vision; häufig geht es erst einmal um das Überleben unter herausfordernden Umständen. All diese Autor*innen weisen mit ihren Romanen somit darauf hin, dass in der Gegenwart das Potenzial für verschiedene Zukünfte angelegt ist und möglicherweise nicht alle Aspekte der als ›perfekt‹ gedachten Welt als *wirklich wünschenswert* betrachtet werden können. Doch nur mit *möglichst klaren und anschaulichen Vorstellungen* der vielen – wünschenswerten wie gefürchteten – *Möglichkeiten, die die Zukunft bringen kann*, können wir mehr oder weniger steuern, welchen Weg in die Zukunft wir einschlagen (vgl. Delany 2012, 14).

Vor diesem Hintergrund eröffneten Aussagen in Haraways Manifest wie: »Der politische Kampf besteht darin, beide Blickwinkel einzunehmen, denn *beide* machen nicht nur Herrschaftsverhältnisse, sondern auch Möglichkeiten sichtbar, die aus der jeweils anderen Perspektive unvorstellbar sind« (CM, 40; Hervorh. D. F.), eine vielversprechende Betrachtungsweise jenseits des theoretisch wie politisch unbefriedigenden Entweder-Oder-Schemas. Das 1985 erschienene Cyborg-Manifest ist in einer Zeit fundamentaler gesellschaftlicher Umbrüche im Zuge von Entwicklungen in den Technowissenschaften verortet, die Haraway als Wandel vom Industriekapitalismus zu einem globalisierten Spätkapitalismus, vom organismischen Denken zu einem von der Kybernetik geprägten Denken in Systemen, von hierarchischen zu vernetzten Herrschaftsstrukturen beschreibt. Unter anderem linke, radikal- und ökofeministische Kritiken – auch in Form literarischer Utopien und Dystopien – warnten vor den dramatischen Konsequenzen dieser gesellschaftlichen Umbrüche. Doch wurde Technik hier oftmals einzig als Herrschaftsinstrument charakterisiert, dem Natur und organischer Körper gegenübergestellt wurden. Auf diese Weise blieben *diese* Kritiken im Dualismus Natur/Technik, Körper/Geist verhaftet – Dualismen also, die in ›westlichen‹ Gesellschaften für die Logik der Herrschaft konstitutiv sind. Haraway hingegen schlägt im Manifest einen Perspektivwechsel vor und fragt danach, welche sozialistisch-feministische Politiken und Praktiken in veränderten Macht- und Herrschaftsverhältnisse einerseits *erforderlich* und andererseits *möglich* sind. Das Cyborg-Manifest baut auf der Prämisse auf, dass Dualismen wesentlich mit Herrschaft verknüpft sind, diese sich jedoch aufgrund der zunehmenden *Socialist Review* Uneindeutigkeit der Grenzen zwischen Menschen, Tieren und Maschinen nicht mehr aufrecht erhalten lassen, sondern implodieren. Entwicklungen in den Technowissenschaften können also möglicherweise auch für feministische Ziele genutzt werden. Haraway findet ein

hier ein richtungsweisendes Bild, das ihre Analyse der historischen Situation wie auch die Möglichkeit von Politiken und Praktiken, die sich einer Logik der Identifikation widersetzen, verkörpert: Cyborgs, das heißt kybernetische Organismen, Kreaturen, die weder natürlich noch künstlich, sondern beides zugleich und nichts allein sind. Die Figur der Cyborgs soll verbildlichen, wo ›wir‹ stehen, wohin die Reise möglicherweise geht und wohin sie stattdessen gehen könnte, wenn ›wir‹ – Linke (und) Feminist*innen – uns dafür jetzt in unserer Gegenwart einsetzen. Wie die fiktionalen literarischen Entwürfe beschreibt auch Haraway, dass verschiedene Zukünfte möglich sind. Sie wirft in ihrem Text die klassischen Fragen eines Manifests auf – Was wäre wenn? Was, wenn das so weitergeht? – Fragen also, die auch Ausgangspunkt vieler Erzählungen in der Science Fiction (SF) sind. Manifeste wie auch SF haben die Veränderung der Gegenwart im Hinblick auf die Zukunft im Auge. Das Herausragende und Bestechende an Haraways Konzept ist, dass sie *Analyse* und *Imagination* verbindet: das Bild der Cyborgs leitet die theoretische Analyse an und ist zugleich selbst ein komprimiertes Bild dieser Analyse. Damit bietet das Cyborg-Konzept eine zusätzliche, wirkmächtige Möglichkeit des Begreifens an.

Haraway nutzt das Bild der Cyborgs jedoch nicht allein für ihre Analyse der Technowissenschaften, sie verknüpft es auch mit feministischen (Selbst-)Kritiken an der Kategorie ›Frau‹ als einheitlichem Subjekt des Feminismus, wie sie zu der Zeit von verschiedenen, innerhalb der feministischen Bewegung minorisierten⁴ Positionen laut – oder auch erstmals gehört wurden. Und Haraway reflektiert diese Kritiken nicht nur, sie macht Analysen und Figuren der Schwarzen und Chicana-Feminismen zu einem zentralen Ausgangspunkt ihres Konzepts. Als uneindeutige, ambivalente Figur steht Cyborg bei Haraway auch für Subjektpositionen, die sich nicht eindeutig entlang der Kategorien Geschlecht und Rassifizierung einordnen lassen. Aus heutiger Perspektive ließe sich das Cyborg-Konzept folglich als intersektionaler oder interdependent Ansatz beschreiben. Vor allem jedoch dient Cyborg als Bild für ein Denken von Differenz und Alterität jenseits von Dualismen. Eben dieses leitet Haraway aus ihrer Analyse der Technowissenschaften wie auch aus Schwarzen und Chicana-feministischen Ansätzen ab – aus einer Kombination von theoretischen Bezügen also, die nie zuvor systematisch zusammengedacht wurden. Obwohl diese Kombination einzigartig und (theorie)politisch bedeutend ist, wurde und wird sie erstaunlicherweise in der Rezeption des Manifests wie auch in theoretischen Anschlüssen an Haraway zu meist außer Acht gelassen. Es ist daher ein Anliegen dieser Arbeit, die Bedeutung nicht nur der Technowissenschaften, sondern gerade auch der Schwarzen, Chicana- und postkolonialen Feminismen für das Konzept d* Cyborg herauszustellen.

Damit dieses Konzept Verschiedenheit jenseits von Dualismen umreißen kann, musste Haraway Cyborgs allerdings zunächst deren Entstehungszusammenhang ›entreißen‹. Denn diese sind zuallererst technomilitaristische Figuren: Sei es im Kontext der Raumfahrt, in dem sie erstmals konzipiert wurden, sei es im Kontext der Kybernetik, die gerade auch militärische Forschung betrieb, sei es als populärkulturelles Bild des technologisch aufgerüsteten Kriegers in zahllosen SF-Geschichten, Filmen wie *Terminator* (USA 1984, R: James Cameron) oder TV-Serien, wie *The Six Million Dollar Man* (USA, 5 Staffeln von 1973–1978)⁵. Weibliche Cyborgfiguren hingegen repräsentieren meist entweder die Phantasie der ›perfekten‹ Frau, die sich als Maschine erweist, wie etwa Rachel in Ridley Scotts *Blade Runner* (USA 1982)⁶, oder als hypersexualisierte, fetischisierte Femme-Fatale-Maschine nicht mit übermenschlichen Kräften, sondern

mit übermenschlichen Brüsten. Das Cyborg-Manifest ist also gerade auch ein Projekt der *Refiguration* – es »kapert« eine Figur aus militaristischen, technowissenschaftlichen, (hetero)sexistischen Erzählungen und stellt sie in den Mittelpunkt eines sozialistisch-feministischen Konzepts. Es greift ein zentrales Bild auf, das gerade nicht befreiend ist, um es neu zu gestalten als performative Figur, nicht nur für die Welt, wie sie sich Ende des 20. Jahrhunderts aus der Perspektive »westlicher« Gesellschaften darstellt, sondern auch als performative Figur für feministische Politiken und Praktiken. Damit ist das Cyborg-Manifest selbst eines der besten Beispiele für eine Praxis der Freiheit, für die es sich einsetzt: Geschichten neu und anders zu erzählen. Denn auch Technowissenschaften sind narrativ, produzieren Erzählungen, in denen wir leben. Kritiken der Technowissenschaften wie auch der Gesellschaften, in denen wir leben, bedürfen entsprechend anderer Geschichten, Geschichten, die nicht von Helden berichten, die auszogen, um große Taten zu verrichten, sondern Geschichten von der Organisation des (Zusammen)Lebens. Die patriarchalen, rassistischen und heteronormativen Geschichten, die in »westlichen« Kulturen vorherrschend sind, kolonisieren unsere Vorstellungswelten bis in die letzten Winkel, deshalb ist es von zentraler Bedeutung, sie umzuarbeiten, ihre zentralen Figuren und Geschichten umzuschreiben. Das bedeutet zuallererst, die Annahmen und Vorbedingungen dieser Geschichten neu zu konzipieren. Im Cyborg-Manifest kommen Haraway hierfür vor allem Figuren aus den (queeren) SF-Feminismen – den Feminismen in der Science Fiction – zu Hilfe. Diese erzählen von anderen Cyborg-Figuren als die Technowissenschaften oder auch der Malestream der Science Fiction. SF-Feminismen verstehen sich gerade auch als eine Form der Kritik an gesellschaftlichen und insbesondere an Geschlechterverhältnissen. Und sie schaffen ausgehend von der Gegenwart Vorstellungen möglicher alternativer Realitäten, Vergangenheiten und Zukünfte. Sie erweitern in entscheidender Weise, wie wir uns verstehen, was wir uns vorstellen, was wir anstreben – und schließlich leben – können. Wer eine*r glaubt zu sein und wer eine*r werden möchte, hängt von den Geschichten ab, die si*er⁷ hört (vgl. Grauer 2000, 55). Während Haraway die Grenzen zwischen Menschen, Tieren und Maschinen konzeptuell verschwimmen sieht, können SF-Feminismen fiktive Welten entwerfen, in denen diese Trennungen gar nicht existieren. Gerade weil Dualismen so hartnäckig sind und immer wieder reproduziert werden, brauchen wir Geschichten über Welten, in denen andere Konzepte von Differenz und Alterität umgesetzt sind. Ich verstehe SF gerade als Experimentierfeld, das es ermöglicht, alternative Konzeptionen in eine fiktive Realität zu übersetzen. Das ungeheure Potenzial fiktionaler Entwürfe in SF liegt jedoch nicht allein darin, dass deren Erzählungen nicht den Beschränkungen »weltlicher« Fiktionen unterliegen. Das ungeheure Potenzial der SF-Feminismen besteht vielmehr darin, dass sie Leser*innen an alternativen Welten teilhaben lassen können – und zwar in einer Weise, die »diesen die Erfahrung ihrer gefühlsmäßigen Reaktion auf eine fremde, beängstigende oder begeisternde Lebensweise ermöglicht« (Keinhorst 1985, 17). Das Erlesen und dabei Erleben einer Alternative ist etwas, das kein theoretisches Konzept zu leisten vermag. Darin besteht die »performative Kraft von Erzählungen«, von der im Folgenden öfter die Rede sein wird; und auch das fiktive Handeln fiktiver Figuren kann als performativ verstanden werden.

Die vorliegende Arbeit

In dieser Arbeit wende ich eine essenzielle Cyborgtechnologie an: In meiner Analyse erkunde ich den Cyborg-Mythos sowohl in der SF wie auch in Haraways Konzept und erzähle ihn zugleich neu. Es geht mir um d* Cyborg⁸ als performative Figur, die Dualismen als wesentlichen Bestandteil von Herrschaftslogiken und -praktiken dekonstruiert und zum Zusammenbruch bringen will. Dafür beschreibe ich d* Cyborg als bildmächtige Erzählung, die in appellativer, letztlich unabgeschlossener und mitunter ironisch gebrochener und selbstreflexiver Form zur Diskussion stellt, in welcher Welt wir zu diesem historischen Zeitpunkt leben, welche Logik den gegenwärtigen gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen zugrunde liegt, aber auch wie aus feministischer Perspektive die verschiedenen ineinandergreifenden und sich wechselseitig konstituierenden Formen von Herrschaft gefasst werden können – und nicht zuletzt, was sinnvolle und notwendige politische Strategien feministischer Kämpfe sein können.

Vor allem jedoch interessiert mich in dieser Arbeit d* Cyborg als performative Figur, die Dualismen auflösen will, das heißt als Möglichkeitsentwurf vielfältiger, in sich widersprüchlicher strategischer Identitäten, die Vorstellungen ›natürlicher‹, bürgerlicher und heteronormativer Geschlechter, Sexualitäten und Rassifizierungen hinterfragen. Dieser Anspruch, so werde ich in der Auseinandersetzung mit dem Cyborg-Manifest darlegen, wird von Haraway entschieden vertreten und in eine Form gebracht, die nicht nur theoretisch-argumentative, sondern auch erzählerische Kraft entfaltet. Dabei stößt sie aber an Grenzen, deren Überwindung den SF-Feminismen mit ihrem erzählerischen Potential wesentlich leichter fällt. Ihnen und ihren Cyborg-Entwürfen ist der zweite Teil der Arbeit gewidmet. Ihre Erzählungen verstehe ich als performativen Akt, als Exploration von Möglichkeiten. Dabei ist von Bedeutung, wie die jeweiligen Cyborgs konzipiert sind. Sollen Dualismen überschritten, verwischt, durchkreuzt, vereint oder veruneindeutigt werden? Werden Cyborgs als Mischwesen im Sinne eines ›beide zugleich‹ als beiden Seiten des Dualismus zugehörig gedacht, quasi als komplementär? Oder aber als ein Durchkreuzen des Dualismus, oder als queer? Wie genau, durch welche Bewegung sollen Dualismen hintergangen werden? Mittels welcher Strategien? Und welche Effekte haben diese Strategien? Was steht im Zentrum der jeweiligen Konzeption? Insofern Repräsentationen Prozesse darstellen, in denen Wirklichkeiten konstruiert und Bedeutungen produziert werden (vgl. Lummerding 1994, 14 f.), ist meines Erachtens ein notwendiger Bestandteil eines queer*feministischen Rassismus reflektierenden Projekts zu erfassen, wie diese ›Konstruktions-‹ und ›Produktionsprozesse‹ in einem bestimmten Feld arbeiten: Sie geben vor, was gedacht und was gelesen bzw. erkannt werden kann, kurz: was überhaupt vorstellbar ist. Ich werde daher herausarbeiten, welche Geschlechter, Sexualitäten und Rassifizierungen wie hervorgebracht werden und welche Effekte dies bezüglich der Reproduktion von Dualismen beziehungsweise alternativer Repräsentationen hat. Mein Interesse gilt dabei sowohl den Orten der *Wiederholung*, den Möglichkeiten der *Veränderung* dominanter Repräsentationen wie auch den Orten, an denen marginalisierte⁹ Existenzweisen überhaupt erst *intelligibel* werden. Es wird also zu fragen sein, was die Figuren in den Romanen zu Cyborgs macht und wie sie als solche dargestellt werden.

Fiktive ebenso wie theoretisch-konzeptuelle ebenso wie ›reale‹ Cyborgs erzählen stets auch selbst Geschichten und sind in Geschichten eingebettet. Mehr noch: Sie sind

und werden überhaupt nur in einem spezifischen Kontext als Cyborgs erkennbar. So wie auch Selbstbilder und Bilder möglicher Existenzweisen mit den Geschichten zusammenhängen, die erzählt werden (können). Und auch in welcher Welt gelebt und welche Welten für möglich gehalten werden, ist gebunden an die Erzählungen von Welt. Insofern befasse ich mich in dieser Arbeit auch analytisch mit dem Neu- und Anders-Erzählen von Geschichten als einer Praxis der Freiheit. Nicht nur weil d* Cyborg primär in der SF verortet ist, sondern weil die SF ein herausragendes Experimentierfeld für alternative Entwürfe ist, das es ermöglicht, diese Entwürfe auch affektiv zu er- und durchleben, befasse ich mich in der Hauptsache mit deren Erzählungen. SF kann gegenwärtige Gesellschaftsverhältnisse befremdlich erscheinen lassen und neue Möglichkeitshorizonte aufzeigen. Auf diese Weise kann SF Vorstellungen davon, wer eine*r sein kann, in wesentlicher Weise erweitern. In diesem Sinne geht es mir in dieser Arbeit um die performative Kraft von Erzählungen.

Aufbau

Das erste Kapitel ist der Rekonstruktion der technowissenschaftlichen Voraussetzungen des Cyborg-Manifests gewidmet: Cyborgs unterscheiden sich von Automaten, Robotern und Androiden, das Bild des kybernetischen Organismus ist gebunden an die Begriffe der Information und des Systems, wie sie in der Kybernetik entwickelt wurden. Auch die Verbindung von Cyborgs mit Raumfahrt, die in der Populärkultur eine große Rolle spielt, entstammt dem Kybernetik-Diskurs und seiner Anbindung an militärische Forschung. Das Kapitel stellt diese Zusammenhänge dar und verfolgt ihre Weiterentwicklung bis zum Begriff der »Autopoeisis«. In dieser Vorstellung des selbsterhaltenden Systems ist auch der Anspruch formuliert, Dualismen zu überwinden – eine interessante Konvergenz mit Diskussionslinien feministischer Philosophie.

Diese werden zu Beginn des zweiten Kapitels nachgezeichnet: Wie hängen Dualismen und Herrschaft zusammen, inwiefern liegen Herrschaftsverhältnisse in Dualismen begründet? Im weiteren Verlauf des Kapitels entwickle ich ein Close Reading des Cyborg-Manifestes – unter Hinzuziehung weiterer Texte von Haraway –, um mit und entlang des Manifests d* Cyborg als performative Figur zum Sprechen zu bringen. Das Lesen des Manifests erfolgt dabei in zweierlei Hinsicht. Das Close Reading stellt einerseits eine sehr genaue und detaillierte Lektüre des Textes dar, um das theoretische Konzept nachzuvollziehen. Andererseits lese ich das Manifest als ästhetischen Text und konzentriere mich auf Haraways Sprache und Schreiben, die sie sehr gezielt als Mittel der Bedeutungsproduktion und letztlich der Erkenntnis einsetzt. Das Close Reading, die spezifische Relektüre, führt in meiner Erzählung schließlich zu einem Rewriting.

Die Auseinandersetzung mit kritischen Stimmen zum Cyborg-Manifest liefert die genauere Begründung, warum mir für das Ermessen des Freiheitspotentials von Cyborg-Figuren eine eingehendere Auseinandersetzung mit SF-Feminismen geboten scheint. Haraway selbst bringt diese ins Spiel und eröffnet eine Lesart von SF-Feminismen als eigenständiger Beiträge zum theoretischen Diskurs, macht damit aber nicht ernst. Dieser Aufgabe stellt sich die vorliegende Arbeit in den Kapiteln 3 und 4. Kapitel 3 erarbeitet ein deutlicheres Bild von SF im 20. Jahrhundert: Was sind ihre spezifischen

ästhetischen Qualitäten, wie hat sie sich entwickelt? Wie ist SF nicht nur als Modus des Schreibens, sondern auch als Subkultur strukturiert? Welche Eigenarten machen sie interessant für gesellschaftskritische Anliegen – und welche Linien feministisch-gesellschaftskritischer Praxis des Schreibens und Lesens lassen sich ausmachen? Mit welchen Widerständen sind sie konfrontiert?

Kapitel 4 kehrt, angereichert mit dem Wissen um Entwicklung und Eigenheiten von SF-Feminismen, zurück zur Auseinandersetzung mit der performativen Figur d* Cyborg, und zwar anhand eines Close Readings von Marge Piercys *He, She and It* (1991; dt. 1999 von Heidi Zerning: *Er, Sie und Es*). Zunächst werden Plot und Setting des Romans erörtert. Im Folgenden identifiziere ich vier Charaktere, die als Cyborgs zu lesen sind und untersuche, wie sie erzählt, wie sie dargestellt werden. Weit stärker als Hara-way verfolgt Piercy das Problem geschlechtlicher (Un-)Eindeutigkeit – umso mehr drängt sich die Frage auf, wie sich ihre Cyborg-Figuren in oder jenseits geschlechtlicher Dualismen positionieren.

Ein Exkurs zu Octavia Butlers Kurzgeschichte »Bloodchild« (1996) skizziert eine weitere Darstellungsweise von Cyborgfiguren in den SF-Feminismen. Butler schildert das unfreiwillige Zusammenleben wie auch die gemeinsame Fortpflanzung geflüchteter Menschen mit Aliens, in deren Folge (möglicherweise) eine neue Spezies entsteht. Die Spannungen zwischen Selbst und Anderem verlangen hier ein Denken von Differenz, das diese gerade auch im eigenen Selbst verortet.

Abschließend werde ich die Bedeutung Schwarzer und postkolonialer Perspektiven für aktuelle Entwicklungen von feministischen Cyborgfiguren wie auch in der SF herausarbeiten. Für beide spielt Nalo Hopkinson eine wichtige Rolle, deren Roman *Midnight Robber* (2000) in sehr ungewohnter Weise über Technik spekuliert.

Zugänge

Feminist Cultural Studies

Mein Interesse gilt Fragen danach, wie und auf welche Weise die Auseinandersetzung mit Literatur und Kultur nicht nur zu einem Verständnis der kulturellen Hervorbringung von Identität, Differenz und Alterität (insbesondere in Hinblick auf Geschlecht, Sexualität und Rassifizierung) beitragen kann, sondern auch zu einem Verständnis der *Möglichkeiten der Veränderung* hegemonialer Modi ihrer Hervorbringung. Das beinhaltet, nach Orten und Formen zu suchen, in denen marginalisierte Existenzweisen zum Ausdruck gebracht werden (können). Feminist Cultural Studies stellen hierfür einen ausgezeichneten Zugang dar, da in diesem Forschungsfeld auch Bereiche untersucht werden – wie Texte feministischer und/oder minorisierter und/oder queerer Autor*innen, verschiedene Populärtypen wie SF, Rap, queer_feministisches Camp –, die häufig aus den Betrachtungen kanonisierter Literatur- und Kulturwissenschaften herausfallen beziehungsweise erst gar nicht als LITERATUR oder KULTUR wahrgenommen werden.

Entgegen einem elitären Kulturbegriff beschäftigen sich die Cultural Studies seit ihrer Entstehung in den 1950er Jahren mit Alltagskulturen im Allgemeinen, insbesondere Arbeiter*innen-, Populär- und Massenkulturen/-literaturen. Stand anfänglich vor allem die Kategorie Klasse im Fokus, wurde dieser infolge der Interventionen

feministischer, queerer, Schwarzer, postkolonialer Wissenschaftler*innen vor allem um Rassifizierung, ethnisierte Identitäten, Sexualität und Geschlecht erweitert. Die Fragestellungen und Methoden des heterogenen Feldes der Cultural Studies waren und sind inter-, trans- und zum Teil auch antidisziplinär angelegt. Eine Melange insbesondere historischer, literaturwissenschaftlicher und soziologischer Methoden diente zunächst vor allem der Erforschung von Populärtümern. In den 1970er Jahren kamen Theorieansätze wie Strukturalismus und Poststrukturalismus, Semiotik, Psychoanalyse, Neo-Marxismen, Hegemoniekritik und Diskurstheorie hinzu. Was die Cultural Studies eint, ist ihre politische Perspektive: Kultur wird hier als ein Feld von Machtbeziehungen verstanden, als Ort der Auseinandersetzungen und Aushandlungen, in denen es um Grenzziehung zwischen Selbst und ‚Anderem‘ geht. Cultural Studies sind folglich mit Fragen der Produktion und Reproduktion kontingenter Identitäten in gesellschaftlichen Machtverhältnissen befasst. Besonderes Augenmerk liegt auf dem Zusammenhang von Bedeutungsproduktion mit Macht- und Herrschaftsverhältnissen. Das heißt, es geht um die Betrachtung von symbolischen Ordnungen, Repräsentationen innerhalb gegebener Macht- und Herrschaftsstrukturen und Repräsentationsregimen: Wer wird in welchen Medien und Diskursen mit welchen Mitteln in welchem Interesse wie dargestellt? Wie werden Unterschiede hervorgebracht? Welche Möglichkeiten der Veränderung gibt es? (vgl. insbesondere de Lauretis 1984 und 1987 sowie Hall 1997a und 1997b). Denn das Selbstverständnis der Cultural Studies ist – wie auch das Verständnis feministischer Forschung – nicht allein wissenschaftliche Analysen, sondern *Gesellschaftskritik* zu betreiben, das heißt, politisch relevantes Wissen hervorzubringen. Intellektuelle Praxis ist hier immer auch politische Praxis – auch wenn sie direkte politische Aktionen nicht ersetzt.

Repräsentationskritik

Die epistemischen Gemeinsamkeiten des sehr heterogenen Feldes der Cultural Studies – wie etwa die Situiertheit und Kontextabhängigkeit des Wissens, die Untrennbarkeit von Macht und Wissen, von Wissenschaft und Macht- und Herrschaftsverhältnissen, die Konstruiertheit von Wissen, das Verständnis von Wissenschaft als einer kulturellen Praxis unter vielen – werden im Rahmen der Diskussion von Haraways Ansatz deutlich, die ihre Arbeit als Feminist Cultural Studies of Science and Technology (vgl. Haraway 1997a, 35) oder – im Reader *Cultural Studies* – als »Science Studies as Cultural Studies« (Haraway 1992a, 296) beschreibt. Für mich von Bedeutung ist, dass manche Ansätze in den Cultural Studies und gerade auch in den Feminist Cultural Studies ihre Analysen Repräsentationen und Bedeutungsproduktionen widmen. Denn auch meine Arbeit ist wesentlich von der Repräsentationskritik informiert, wie sie in semiotischen, dekonstruktiven und diskurskritischen Theorien, in der feministischen Filmtheorie sowie den (feministischen) Cultural Studies entwickelt wurde, das heißt von einer Perspektive, die Repräsentationen als Prozesse begreift, in denen Wirklichkeit(en) ebenso wie Bedeutungen zuallererst produziert werden. Tatsächlich sehen repräsentationskritische Ansätze – das heißt Ansätze, die das Verständnis des Abbildcharakters von Repräsentationen in Frage stellen und stattdessen nach den Effekten von Darstellungen fragen – gerade einen strukturellen Zusammenhang zwischen Wirklichkeits- und Bedeutungsproduktion (vgl. Schaffer 2008, 81). So wurde im Rahmen semiotischer und dekonstruktiver Theorien herausgestellt, dass Sprache nicht als Repräsentation oder Abbild eines vorgängig vorhandenen Objekts zu ver-

stehen ist, das in der Sprache dann lediglich bezeichnet wird. Vielmehr wird das zu bezeichnende Objekt – und dessen Bedeutung – erst im Akt des Bezeichnens diskursiv hergestellt. Eine stabile Repräsentation ist dabei unmöglich, so dass es keine direkte Bezeichnung im Sinne einer Stellvertretung geben kann. Darüber hinaus entsteht Bedeutung in Begriffspaaren. Die Repräsentationskritik betrachtet Dualismen folglich als sprachlich – und damit symbolisch – konstituiert und darüber hinaus als hierarchisiert. Auch wenn jeder Text und jedes Bild für sich Bedeutung herstellt, wird Differenz und Alterität in einem spezifischen historischen und kulturellen Kontext durch die Wiederholung bestimmter Darstellungspraxen und Bilder von Text zu Text produziert (vgl. Hall 1997b, 232). Bedeutung kumuliert also über verschiedene Texte hinweg, wobei ein Bild oder Text auf einen anderen verweist oder im Kontext des anderen Textes (anders) gelesen wird (vgl. Hall 1997b). Diese Form des Verweises – Intertextualität – spielt gerade in der SF eine große Rolle, in der Autor*innen intentionell andere Texte und Bilder aufgreifen, auf diesen aufzubauen, sie wiederholen, diese herausfordern und/oder verändern.

Bedeutung entsteht jedoch nicht allein in einem Text (oder Bild). Wie unter anderem die Rezeptionsästhetik herausgestellt hat, bedarf es einer*r Leser*in, damit ein Text Bedeutung erlangt. Texte müssen von einer*r Leser*in aktualisiert werden, welche den Text oder auch das einzelne Wort für sich übersetzt. Gerade für literarische – das heißt ästhetische – Texte heißt dies, dass ein Text von Leser*in zu Leser*in und auch von einer Leser*in zu verschiedenen Zeiten unterschiedlich interpretiert wird. Zu unterscheiden ist dabei zwischen de*r impliziten Leser*in, die dem Text quasi immanent ist, und de*r konkreten Leser*in. Letztere liest einen Text vor s*ihrer konkret historisch und soziokulturell bedingten Rezeptionshintergrund und schafft auf diese Weise individuelle Konkretionen oder Lektüren, dies jedoch in Auseinandersetzung mit dem Text, – Bedeutung entsteht also weder allein auf Seiten des Textes noch allein auf Seiten de*r Leser*in, sondern in Kommunikation zwischen beiden. »Wirkung«, in der programmatischen Formulierung Wolfgang Iisers, »ist daher weder ausschließlich im Text noch ausschließlich im Leserverhalten zu fassen; der Text ist ein Wirkungspotential, das im Lesevorgang aktualisiert wird« (Iser 1994 [1976], 7). Für Iser vermag sich »das Werk zu seinem eigentlichen Charakter als Prozeß nur im Lesevorgang zu entfalten [...]. Das Werk ist das Konstituiertsein des Textes im Bewußtsein des Lesers [sic]« (Iser 1994 [1976], 39). Lesen ist folglich ein performativer Akt. In der Kommunikation zwischen Erzählung und Leser*in entstehen Welten, wofür gerade literarische ebenso wie paraliterarische Texte paradigmatische Beispiele sind – und für die SF gilt dies in besonderem Maße (vgl. Kapitel 3). Wobei die Lektüre eines literarischen oder paraliterarischen Textes d*ie Leser*in quasi zwischen zwei Welten versetzt: »Sie [die Lektüre, D. F.] eröffnet eine Dimension des Dazwischenseins und der Nicht-Identität und macht es dem Leser [sic] möglich, im Lektüreakt ‚wir selbst und zugleich jemand anders zu sein‘« (Fluck 2011, 16).

Insofern es um literarische – oder paraliterarische¹⁰ – Texte geht, entsteht die ästhetische Erfahrung im Wechselsehrtal zwischen einem Textsegment und dem mentalen Bild eines sinnvollen Kontext für die verschiedenen Textsegmente, das ein*e Leser*in sich macht. Im Anschluss an zentrale Überlegungen der Wirkungsästhetik betont der Kultur- und Literaturwissenschaftler Winfried Fluck in seinen Ausführungen zum »kulturellen Imaginären« darüber hinaus, dass Erzählungen als ein Überschreiten der Wirklichkeit bzw. des Realen angesehen werden können, »durch das es

möglich wird, Gedanken, Gefühlen, Phantasien und Erfahrungen [...]¹¹ Gestalt zu geben, die ansonsten nicht gegenstands- und kulturfähig wären« (Fluck 1997, 15). Gerade weil fiktionale Texte von einer*r Leser*in übersetzt werden müssen, können sie etwas radikal Subjektives artikulieren, das gleichzeitig in einer Version dargestellt ist, die scheinbar intersubjektive, öffentliche Anerkennung erzeugt (siehe Fluck 2002). Für die SF gilt darüber hinaus, dass die Entwürfe anderer Welten »marginalisierte Existenzweisen intelligibel« (Daniel und Klapeer 2019, 26) werden lassen und so potenziell sowohl der Bestärkung als auch der Reflexion sozialer Bewegungen dienen.

Close Reading

Nach den Ausführungen zur Bedeutungsproduktion im Kontext gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse, zu Intertextualität und der Analyse kultureller Praxen wie SF als einer Form von Gesellschaftskritik mag es verwundern, dass ich methodisch auf eine Form zurückgreife, die gerade als entpolitisiertes, dekontextualisiertes und formalanalytisches Lektüreverfahren gilt: das Close Reading. Entwickelt wurde diese Methode im New Criticism der 1930er Jahre, der sich gegen eine Literaturkritik richtete, die sich auf historische, philologische oder biografische Details de*r Autor*in oder des Textes beschränkt. Der New Criticism betonte demgegenüber die »Autonomie des literarischen Kunstwerks als organisch-ästhetischer Einheit« (Wilpert 1989, 622). Der Analyse des Textes kommt entsprechen die zentrale Bedeutung zu: »Auf seine objektiven Strukturen (Wörter und Wortmuster mit ihren geschichtlich belegbaren Bedeutungen und Assoziationen)« (Wenzel 2004, 192). Dezidiert außer Acht bleiben sollten Kontext, Intention d*er Autor*in oder subjektive Reaktionen de*r Leser*in. Der New Criticism betonte also die Bedeutung der symbolischen Sprache als Mittel der Erkenntnis und favorisierte das Close Reading für die Analyse literarischer Werke, »das heißt ein genaues, allen Bedeutungsnuancen und sprachlichen Effekten eines Textes nachspürendes Lesen« (Wenzel 2004, 193). Zentraler Gegenstand der Analyse war nicht irgendeine Textform, sondern das Gedicht: »Poetry was the new religion, a nostalgic haven from the alienations of industrial capitalism« (Eagleton 1983, 47). In der Poesie wurde nach Mehrdeutigkeiten gesucht, die nicht nur ein minutiöses und genaues Lesen verlangten, sondern auch ein *rereading* und *rereading* – mehrfache genaue Lektüren. Diese Mehrdeutigkeiten wurden jedoch der größeren Einheit des Kunstwerks unterstellt. Gesucht wurde nach den Prinzipien, die die disparaten Elemente zu einer höheren Einheit zusammenfügen.

Der marxistische Literaturwissenschaftler Terry Eagleton betont, dass der vorwiegend im US-amerikanischen Süden entwickelte New Criticism die Poesie als Gegenmittel oder Religion gegen den wissenschaftlichen Rationalismus des Nordens und die rasante Industrialisierung des Südens in der Zwischenkriegszeit stilisierte. Das Gedicht wurde sowohl von de*r Autor*in und von de*r Leser*in wie auch von seinem historischen und kulturellen Kontext losgelöst analysiert. Damit bewirkt das Close Reading mehr, als »nur« Aufmerksamkeit für den Text einzufordern, es betreibt eine Reifikation des Textes:

»Close reading is also a phrase worth examining. [...] it meant detailed analytic interpretation, providing a valuable antidote to aestheticist chit-chat; but it also seemed to imply that every previous school of criticism had read only an average of three words per line. To call for close reading, in fact, is to do more than insist

on due attentiveness to the text. It inescapably suggests an attention to this rather than to something else: to the ›words on the page‹ rather than to the contexts which produced and surround them. It implies a limiting as well as a focusing of concern —a limiting badly needed by literary talk which would ramble comfortably from the texture of Tennyson's language to the length of his beard. But in dispelling such anecdotal irrelevancies, ›close reading‹ also held at bay a good deal else: it encouraged the illusion that any piece of language, ›literary‹ or not, can be adequately studied or even understood in isolation. It was the beginnings of a ›reification‹ of the literary work, the treatment of it as an object in itself, which was to be triumphantly consummated in the American New Criticism. (Eagleton 1983, 44)

Entgegen diesem rein formalistischen dekontextualisierten Lektüreverfahren wurde in den letzten zwei Jahrzehnten verschiedentlich in den Queer, Gender, Cultural und Postcolonial Studies ein anderes Verständnis von Close Reading entwickelt, das Aufmerksamkeit für die Form mit soziokultureller und historischer Analyse verbindet (vgl. Sedgwick 1994, Boone 1998, Moya 2015). So erklärt die Literaturwissenschaftlerin Paula Moya, dass ein Close Reading von literarischen Texten zur Entwicklung einer *racial literacy* beitragen kann, nämlich zu der Einsicht, dass rassifizierte Identitäten Ergebnis erworbener gesellschaftlicher Praktiken sind, sowie zum Erwerb einer rassifizierten Grammatik und eines Vokabulars, mit denen über Rassifizierung, Rassismus und Antirassismus diskutiert werden kann (Moya 2015, 33). In Erweiterung lässt sich dies auch für vergeschlechtlichte und heteronormative Grammatiken behaupten. Close Reading als Methode scheint Moya daher eine effektive Strategie zu sein, um nachzuvollziehen, wie soziale Kategorisierungen deren individuelles Erleben strukturieren – gerade auch das Erleben, das nicht das eigene ist:

When it comes to understanding how significant social categories like race, ethnicity, gender, and sexuality structure individual experience and identity, as well as why it is necessary to appreciate and engage ›worlds of sense‹ that are anchored in experiences and identities other than one's own, there may be no more efficient and effective approach than the close reading of individual works of literature. (Moya 2015, 6)

Ein literarischer Text ist nicht einfach ein Abbild einer Gesellschaft, vielmehr repräsentiert er in einer spezifischen literarischen Form die Hoffnungen, Träume, Illusionen, Wahrnehmung und das Wissen einer*r Autor*in von der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Literarische Texte sind ein Entwurf fiktionaler Welten, welche die Vorstellung vermitteln, die ein*e Autor*in (und in der Folge d*ie Leser*in) von der Gesellschaft hat, in der si*er lebt. Ein Close Reading eines literarischen Werkes ist daher nicht nur die Begegnung mit einer*r selbst, ein Close Reading ermöglicht vielmehr, einem ›Anderen‹ zu begegnen:

This means that a close reading of a work of literature is not merely an encounter with the self; depending on how careful the reading is, and how willing readers are to have their received ideas challenged, it can also be an encounter with an other—even a radical other. A close reading of a work of literature can thus serve

as an excavation of, and a meditation on, the pervasive sociocultural ideas—such as race, ethnicity, gender, and sexuality—of the social worlds, as well as the worlds of sense, within which both authors and readers live. (Moya 2016, 9)

Close Reading bedeutet also auch, sich den affektiven Dimensionen des Lesens – und dies ist bewusst emphatisch formuliert – nicht nur auszusetzen, sondern gezielt hinzugeben, und zwar gerade jenen, die versuchen zu verstehen, was es bedeutet, einen bestimmten Platz in der Welt einzunehmen – sei dies ein Platz, der dem eigenen entspricht oder gerade auch einer, den von mir Verschiedene in der Welt innehaben:

Truly close reading demands that we give our selves over to the »closeness« of the relationship that texts elicit in readers, acknowledging the affective dimensions of reading that are not caught up in a reading for mastery but that seek an understanding of what it means to occupy, however temporarily, the place of the other as part of oneself. (Boone 1998, 25)

»Truly close reading«¹² – eine möglichst genaue und sorgfältige (»wahrhaft nahe«) Lektüre von Texten, so wie ich sie in der vorliegenden Arbeit intendiere, zielt darauf, Bedeutungsnuancen zu erfassen, der (symbolischen) Sprache und dem konkreten Ausdruck nachzugehen – was diese inhaltlich vermitteln, welche Bilder diese beim Lesen evozieren und welche Gefühle diese hervorrufen. Nähe zum Text erfordert, nach dem Gestus eines Textes, nach dem Ton, in dem er gehalten ist und nach dessen spezifischer Bildlichkeit zu fragen. Close Reading, so Jonathan Culler, verlangt besondere Aufmerksamkeit für die Verfahren in denen Bedeutung hervorgebracht oder verbreitet wird, »to what sorts of literary and rhetorical strategies and techniques are deployed to achieve what the reader takes to be the effects of the work or passage. Thus it involves poetics as much as hermeneutics.« (Culler, 2010, 22) Genauigkeit verlangt dieses »wahrhaft nahe Lesen« darüber hinaus in Bezug auf den Kontext. Nähe zum Text heißt daher auch, sich Gedanken über den historischen, gesellschaftlichen, kulturellen Bezugsrahmen eines Textes zu machen, sich mit den Begrifflichkeiten eines Diskursfeldes vertraut zu machen und aufmerksam für die Reproduktion gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse in der Sprache zu sein.

Literarische Texte können schließlich nicht nur die Aufmerksamkeit einer* Leser*in gewinnen, sie können diese auch verlagern, Leser*innen in für sie neue Richtungen steuern, die deren Interpretationen der fiktionalen Welt, die sie temporär »bewohnen«, wie auch der gesellschaftlichen Wirklichkeit, in der sie leben, verändern. Indem sie die miteinander verwobenen Realitätserfahrungen unterschiedlicher Protagonist*innen darstellen, wie sie vielfältige und sich wechselseitig konstituierende Machtverhältnisse bewältigen, können literarische – und paraliterarische – Texte Leser*innen darauf schließen lassen, dass und in welcher Weise Geschlecht, Sexualität und Rassifizierung für Körper, Erleben, Verhaltensweisen und Anschauungen der Protagonist*innen konstitutiv sind. Mithilfe des Close Reading lässt sich daher einerseits untersuchen, wie Geschlecht, Sexualität und Rassifizierung in der jeweiligen Gesellschaft funktionieren. Insofern das Close Reading gerade auch die ästhetische Form des Textes, die Sprache und Bilder analysiert, lässt sich mit dieser Methode andererseits aber auch herausarbeiten, wie Geschlechter, Sexualitäten und Rassifizierungen in Repräsentationen hergestellt werden.

Meine Close Readings von Haraway und Piercy sind entsprechend mehr als eine genaue und spezifische Relektüre von deren Cyborgs. Die detaillierte und kritische Beleuchtung dieser Figuren – ihrer Potenziale wie auch ihrer Unvermögen und blinden Flecken –, ihre Zusammenschau, die Einbindung in die Geschichte der (queeren) SF-Feminismen wie auch der Exkurs zu afrofuturistischen Cyborgfiguren verstehe ich als ein *Rewriting* – das Fort-, neu und anders Schreiben d* Cyborg und der Möglichkeitshorizonte, die sie eröffnet.

Anmerkungen

- 1 Wenn nicht anders angegeben, zitiere ich das Cyborg-Manifest in der Übersetzung von Fred Wolf (Haraway 1995a). Auf diese Weise fügen sich die Zitate besser in meinen deutschsprachigen Text ein. Die wenigen Stellen, an denen mir durch die Übersetzung etwas verloren zu gehen scheint, weil feststehende Begriffe, die keine deutsche Entsprechung haben, frei übersetzt wurden, oder eine Formulierung im Deutschen einen anderen Akzent setzt, gebe ich nach der *Socialist Review*-Fassung von 1985 wieder, nachgedruckt in Haraway 2004, die auch der zitierten deutschen Übersetzung zugrunde liegt. Die 1991 in *Simians, Cyborgs, and Women* erschienene Fassung des Cyborg-Manifests weicht hiervon leicht ab. Für Verweise und Seitenangaben im Text verwende ich das Kürzel CM bzw. CM_E, wenn ich mich auf den englischen Ausgangstext beziehe.
In allen Zitaten ändere ich die Übersetzungen von *sex*, *gender* und von *race*. So es nicht spezifisch um die Thematisierung biologisch-anatomischer oder soziokultureller Aspekte geht, werde ich *sex* und *gender* beide schlicht als ›Geschlecht‹ wiedergeben. Die Sex/Gender-Trennung war zweifellos bedeutsam für die feministische Theoriebildung. Angesichts der Kritiken an dieser Trennung erscheint es mir jedoch ein Vorteil, dass im Deutschen Geschlecht sowohl *sex* als auch *gender* umfasst. Abgesehen davon halte ich die Nicht-Übersetzung auch hier für problematisch und verschleiernd. *Race* werde ich aufgrund der Geschichte und unumgänglichen Verweise des deutschen Wortes ›Rasse‹ mit dem rassismuskritischen Begriff ›Rassifizierung‹ wiedergeben (vgl. hierzu die Anmerkungen des queer_feministischen Übersetzungskollektivs gender et alia: www.genderetalia.net/aus-unserer-diskussionspraxis; zuletzt aufgerufen am 18.5.2021).
- 2 »Die gefesselte Hexe.« *Feministische Dystopien als Spiegel und Kritik patriarchaler Ideologie: Zoë Fairbairns und Margaret Atwood*. Institut für Anglistik und Amerikanistik, Goethe-Universität Frankfurt/Main, 1993
- 3 So der Titel des 1991 von der Journalistin und Autorin Susan Faludi veröffentlichten Werkes: *Backlash: The Undeclared War Against American Women*. New York: Crown
- 4 Die auf antirassistische Diskussionen zurückgehenden Begriffe »minorisiert« beziehungsweise »Minorisierung« verweisen darauf, dass es um strukturelle Disprivilegierung geht, um das Zur-Minderheit-Gemachtwerden. Siehe auch Schaffer 2008, 26, FN 6.
- 5 Basierend auf Martin Caidins Roman *Cyborg* (1972; dt. 1974 von Tony Westermayr *Der korrigierte Mensch*)
- 6 Der auf Philip K. Dicks 1968 veröffentlichtem Roman *Do Androids Dream of Electric Sheep?* basiert (dt. 1969 von Norbert Wölfl) Träumen Roboter von elektrischen Schafen?, 2002 durchges. und erg. von Jacqueline Dougoud *Blade Runner*, Neuübersetzung von Manfred Allié 2017: *Blade Runner – träumen Androiden von elektrischen Schafen?*).
- 7 Im andauernden Streben nach einer geschlechterreflexiven und möglichst wirklichkeitsgetreuen Sprache verwende ich in diesem Text das Sternchen, um auf die Vielfältigkeit geschlechtlicher Existenzweisen zu verweisen sowie auf die Unmöglichkeit, diese in der (nicht nur deutschen) Sprache adäquat zu repräsentieren. Das Sternchen wird in der Informatik als Platzhalter für alles Beliebige verwendet und so soll es auch hier für jegliche geschlechtliche Existenzweise Raum schaffen. Ein Vorzug des Sternchens ist seine optische Beschaffenheit: Das strahlenförmige Zeichen verweist nicht auf eine Lücke, sondern symbolisiert diese Vielfalt. Ich setze es für vergeschlechtlichte Wortendungen ein wie auch für Personalpronomina, wobei die Konstruktion si*er ebenfalls dem Einbezug aller Geschlechter dient. Zu einem früheren Zeitpunkt habe ich die Sternchen auch eingesetzt, um auf die soziokulturelle Konstruiertheit weiblicher oder männlicher Positionierungen, wie Frau, Autorin oder Herausgeber zu verweisen. Davon habe ich inzwischen wieder Abstand genommen, weil mir im Laufe des Schreibens nicht mehr einsichtig war, welche geschlechtlichen Positionierungen als sozial konstruierte auszuweisen wären – und welche nicht.

- 8 Um die Ambiguität d* Cyborg aufrechtzuerhalten, verwende ich das Pronomen mit Sternchen, in der 3. Person werde ich mich auf Cyborg als si*er beziehen.
In den Zitaten aus dem Cyborg-Manifest werde ich die Übersetzung der Pronomina ebenfalls unter Rückgriff auf die Sternchen-Variante abändern. Bei der Übersetzung des Cyborg-Manifestes musste eine Entscheidung bezüglich des Pronomens getroffen werden – im Singular musste es entweder der, die oder das Cyborg heißen. Geschlechterreflexive Formulierungen, die auch sprachlich eine Zweigeschlechterordnung unterlaufen, wie Sternchen und Unterstrich, wurden erst Anfang der 2000er Jahre vorgeschlagen. Zugleich verwendet Haraway den Begriff Cyborg im Manifest mindestens in doppelter Weise: »Cyborg bezeichnet einerseits technologisch-organische »Objekte«, die im Rahmen der Wissenschafts- und Technologieverhältnisse hervorgebracht werden. Andererseits bezeichnet Cyborg die in einer »postmodernen« Welt lebenden Menschen und fungiert als oppositionelle feministische Erzählfigur« (Anm. d. Hg., CM, FN 2, 202). In Absprache mit Haraway wurde entschieden, wann immer die utopische und feministische Cyborgfigur gemeint ist, das Pronomen »die« zu verwenden. Im Nachhinein betrachtet sorgt diese Entscheidung für problematische Zuschreibungen. Um der Idee d* Cyborg Genüge zu tun, nutze ich nun also die aktuellen Varianten geschlechterreflexiven Schreibens.
- 9 Wie auch der Begriff der »Minorisierung« verweist der Begriff der »Marginalisierung« – schon durch seine grammatischen Form – darauf, dass keine*r und keine Position randständig ist, sondern diese strukturell an den Rand gestellt werden.
- 10 Der Literaturwissenschaftler und SF-Autor Samuel Delany insistiert darauf, dass SF keine Literatur ist, insofern sie nicht auf den bürgerlichen Roman zurückgeht, sondern in den *Pulps*, den Groschenheften der 1920er Jahre entstand. Er bezeichnet SF als Paraliteratur und vermeidet damit den wertenden Begriff der Trivialliteratur. »Paraliteratur« will also nicht werten, sondern auf die Spezifika der Form des Schreibens hinweisen. Ich werde dies in Kapitel 3 weiter ausführen.
- 11 Fluck schreibt tatsächlich, dass es möglich wird, den Gedanken, Gefühlen ... »in probeweiser, von unmittelbaren Handlungskonsequenzen entlasteter Form« Gestalt zu geben. Da ich im Unterschied zu Fluck davon ausgehe, dass die Geschichten, die wir lesen, potenziell Konsequenzen auch für unser Handeln haben, spare ich diese Einschränkung aus.
- 12 »Wahrhaft nahes Lesen« ist letztlich eine Form des Übersetzens. Sei es das Denken einer anderen Person, so wie es sich in einem – literarischen ebenso wie theoretischen – Text manifestiert, dem in jeder Hinsicht ›nachgespürt‹ wird, um eigene Worte dafür zu finden. Sei es (meist in einem literarischen Text) das ›Erleben‹ und ›Empfinden‹ einer*er Protagonist*in für sich zu übersetzen, oder sich in eine gesellschaftlichen Position oder eine andere Welt hineinzuversetzen und für diese eine eigene Sprache zu finden. Auch hier ist Offenheit und Genauigkeit von großer Wichtigkeit, um die verschiedenen Ebenen von Bedeutung zu erfassen und einen angemessenen sprachlichen Ausdruck zu finden.

